



«WIR BRAUCHEN MEHR SCHÜLER»

Hans Pfäffli ist seit 21 Jahren der Chef von Rheineck. Der 62-Jährige über Querulanten im Städtli, seine Gegner, den baldigen Rückzug aus dem Berufsleben und was der Ort tun muss, um in Zukunft wettbewerbsfähig zu sein.

*Hans Pfäffli (62 Jahre alt)
Seit 1.1.1997 Stadtpräsident von Rheineck,
davor in der Privatwirtschaft tätig.
Verheiratet, zwei erwachsene Töchter, drei Enkel*

 VON CHRISTIAN BRÄGGER BILDER PHILIPP KNÖPFEL

**Herr Pfäffli, über 20 Jahre Stadtpräsident von Rheineck.
Wie ist eine so lange Amtszeit möglich?**

Das ist gewiss eine lange Zeit für Rheineck, wenn man seine Geschichte betrachtet. Dafür gibt es wohl mehrere Gründe. Die wichtigste Voraussetzung ist natürlich, dass ich immer wieder gewählt wurde und somit die Legitimation erhielt für den Job, den ich noch immer sehr gerne ausübe.

**Hat es nie eine Kampfwahl gegeben,
in der über Sie debattiert wurde?**

Verhandelt wird meine Person ja immer wieder. Aber eine echte Kampfwahl hat es nie gegeben. Eine solche wird ja auch nur dann lanciert, wenn man völlig uneins und mit dem Präsidenten unzufrieden ist. Wenn meine Arbeit nicht mehr den Erwartungen der Bürgerschaft entspräche, hätten gewisse Interessengruppen oder Gremien sicherlich einen Gegenkandidaten aufgebaut.

**Haben Sie davon profitiert, dass Sie als FDP-Mitglied
für einen Ort wie Rheineck in der richtigen Partei sind?**

Das spielt sicher eine Rolle. Auf dem Land sind die Gemeinden meist von einer Mittepartei geprägt, also der CVP oder der FDP. Die Leute wollen jemanden an der Spitze, der kompromissfähig ist. Polarisierende Parteien erfüllen diesen Anspruch weniger.

Was machen Sie als Präsident am liebsten?

Repräsentationsaufgaben sind nicht wirklich meine Sache. Die Entwicklung der Gemeinde liegt mir am Herzen. Ich liebe es, Neues zu initiieren und umzusetzen. Dafür braucht es natürlich auch die Zustimmung des Stadtrats oder der Bürgerschaft, wenn sie denn dafür zuständig ist.

**Was war der wertvollste Beitrag, den Sie in
Ihrer Amtszeit zustande brachten?**

In aller Deutlichkeit: das Kronenareal, auch wenn dies schnell vergessen geht. Während etwa 25 Jahren stand dort ein verwahtes Gebäude, es war eine Katastrophe. Die grösste Herausforderung war es, dabei den ältesten, schützenswerten Teil zu erhalten. Egal was es kostete, er musste behalten werden. Deshalb fanden wir aber keine Privatinvestoren – so etwas rentiert nie. Auch die Verkehrsführung im Städtli war wichtig, dazu das Areal beim Bahnhof mit dem ehemaligen Güterschuppen. Dort lag alles brach, und der Detailhändler Coop sagte damals, er werde Rheineck verlassen, wenn man ihm nicht eine Alternative mit Parkplätzen anbiete.

Dann hat Coop Rheineck unter Druck gesetzt?

Wir mussten eine Alternative bieten, ja. Daraufhin verhandelte der Stadtrat mit den SBB und konnte den Boden vom Bahnhof bis zur Höhe der Garage Welpen kaufen. Einen Teil behielten wir für uns für den Busparkplatz, einen anderen Teil boten wir Coop an. Jedes Geschäft, das schliesst, bedeutet auch eine Verminderung der Attraktivität. Wir mussten und wollten Coop hier halten.

**Was passiert, wenn ein kleines Rheinecker Geschäft
Forderungen stellt?**

Wir haben Coop nichts geschenkt. Wir haben sogar noch Geld verdient durch den Landverkauf. Wir versuchen, den Betrieben bei der Vermittlung von Boden zu helfen. Aber wir bezahlen ihnen diesen nicht mit Steuergeld.

**Rheineck löst ambivalente Gefühle aus. Das Zentrum
ist fast verkehrsfrei und malerisch, dafür ohne Besucher.**

**An der Bahnhofstrasse hat es viel Verkehr, es
wirkt nicht entspannt, doch die Leute sind dort.**

Rheineck ist gezwungen, einen Durchgangsverkehr zu bewältigen. Dieser wird heute am Altstadtkern vorbeigeführt. Im Zentrum war das Lärmproblem wegen der Häuserfassaden auf beiden Seiten viel höher. Im Städtli drin ist nun alles niveaugleich, es hat einen Platzcharakter bekommen. Wenn irgendwann die Meinung aufkommt, das Zentrum solle Flanierzone werden, ist dies möglich. Das wäre natürlich attraktiv. Es heisst schnell, wir seien mitschuldig am Lädelerben wegen der Verkehrsführung. Das stimmt so nicht: Viel Gegenverkehr bewirkt nicht, dass man einkaufen geht. Das Lädelerben ist ein schweizweites Phänomen. Vielleicht geht die Tendenz dahin, nicht gewinnorientierte Geschäfte ins Zentrum zu bringen. Und sie müssen vielleicht eine Nische besetzen.

**Überschätzt sich Rheineck nicht, wenn es
nach mehr Besuchern in der Altstadt verlangt?**

Rheineck ist weder Altstätten noch Buchs.

Wir haben 3400 Einwohner, wir sind klein. Das Einzugsgebiet ist auch viel kleiner, allein schon wegen der Grenzlage, womit für uns quasi 180 Grad Nachbarschaft wegfallen.

Macht der Heimatschutz immer Sinn?

Man muss das Alte schätzen, also ist es wohl gut, dass jemand darauf schaut. Aber man muss auch entwickeln, man darf nicht nur bewahren. Da ist es manchmal nicht so einfach, den Spagat zu schaffen. Je nach Besetzung der Heimatschutzorganisation kann es schwierig sein, einen Weg zu finden, der beiden Seiten Raum lässt. Wie gesagt, das Kronenareal war ein solches Projekt. Und auch der

«Bei öffentlichen Auftritten ist es wichtig, sachlich und anständig zu bleiben. Da vertrete ich meine Meinung und jene des Stadtrates und orientiere mich an der Sache.»

Busbahnhof, weil die SBB den Güterbahnhof unbedingt behalten wollten: Er sei Zeitzeuge und schützenswert, auch wegen der Erscheinung, hiess es. Also mussten wir in Bern vorstellig werden. Es ging letztlich um die Macht des Staatsbetriebs und darum, die Muskeln spielen zu lassen. Rationale Einwände unsererseits nützten nichts.

Nervt Sie das?

Das ist die Realität. Seit Amtsantritt bin ich immer wieder am Verhandeln. Mit dem Heimatschutz. Oder anders gesagt mit Bewahrern, die nichts verändern wollen. Die gibt es eben auch in Rheineck.

Hat es Querulanten in Rheineck? Wie gehen Sie mit diesen um?

Querulanten hat jede Gemeinde. Wenn die Sichtweise unterschiedlich ist, man aber dennoch sachlich miteinander reden kann, ist das in Ordnung. Es ist aber zermürend, wenn es nicht mehr um die Sache, sondern um die Person des Einsprechers geht. Und wenn man gegen jedes noch so sachliche Argument ist. Entweder geht es diesen Leuten um persönliche Animositäten gegenüber dem Stadtrat. Oder sie sind altersstur.

Meiden Sie diese Leute?

Ich habe keine Mühe, mit jenen Menschen keinen guten Kontakt zu haben, die boshaft handeln – und sogar auf mich losgehen. Aber bei öffentlichen Auftritten ist es

wichtig, sachlich und anständig zu bleiben. Da vertrete ich meine Meinung und jene des Stadtrates und orientiere mich an der Sache.

Würden Sie die Querulanten beim Namen nennen?

Nein, aber zwei bis drei Leute sind ja sowieso bekannt. Dazu gibt es immer noch ein paar wenige Mitschwimmer, die helfen, gewisse Meinungen zu verbreiten.

Beschäftigen solche Dinge auch zu Hause?

Sie kommen mir hin und wieder in den Sinn. Aber sie belasten mich nicht.

Inzwischen gibt es Transparenz, was den Lohn eines Stadtpräsidenten anbelangt. Sie verdienen 195'000 Franken, hinzu kommen pauschale Spesen von 9000 Franken.

Ist diese Höhe gerechtfertigt?

Ja, mein Lohn ist gerecht. Wir sind im Prinzip ein kleiner Betrieb mit 26 Angestellten. Meine Aufgaben in diesem öffentlichen Unternehmen sind facettenreich. Entwicklung, Führung der Verwaltung, Strom- und Wasserversorgung und einige andere Funktionen. Auch in der Privatwirtschaft würde eine solche Funktion etwa so entschädigt.

Ein Stadtpräsident steht im Ruf, einen lockeren Job zu haben ...

Die Arbeit ist überhaupt nicht locker zu erledigen. Blender erhalten heute mehr Zuspruch als Leute, die sachorientiert

arbeiten. Als ich nach Rheineck kam, habe ich die Verwaltung reformiert, das Bauamt und den Zivilschutz unter ein Dach geführt. Wir haben die Organisation vereinheitlicht, was nicht allen gefiel. Wir haben die Strukturen modernisiert, man muss juristische Kenntnisse und die Finanzen im Griff haben.

Was ist Ihnen in all diesen Jahren an die Substanz gegangen? Die Einbürgerungsgesuche, die früher oft abgelehnt wurden?

Für mich ist klar: Das Volk entscheidet. Ich hatte aber Mühe damit, dass manche Gruppierungen gewisse Dinge ausschalteten. So einzelne der SP-Partei nahestehende Wortführer. Sie stellten die Bevölkerung in ein schlechtes Licht. Ich war als Repräsentant natürlich mittendrin. Wir hatten damals vorgeschlagen, die Leute einzubürgern. Doch die Bürgerschaft lehnte die «Sachabstimmung» mit einem Nein ab. Es war unschön, dass man mich danach dafür verantwortlich machte.



Rheineck gehört zum Wahlkreis Rheintal.

Ist das noch sinnvoll?

Ich bin absolut Richtung St. Gallen orientiert. Vor der Jahrtausendwende habe ich das falsch eingeschätzt. Der Stadtrat konnte damals mitentscheiden. Auch fanden wir die Zugehörigkeit nicht matchentscheidend und in einer losen Umfrage war es relativ ausgeglichen. Also sagten wir uns: Wir bleiben, wo wir sind. Später merkte ich, dass wir im Rheintal isoliert dastehen. Wir taten dies 2004 dem St. Galler Regierungsrat kund, doch die Rheintaler wollten uns nicht gehen lassen. Die St. Galler Regierung unterstützte uns, der Kantonsrat lehnte es letztlich aber ab, Wahlkreisveränderungen vorzunehmen.

Welchen Vorteil hätte der Bodensee-Wahlkreis?

Die Kooperationen gehen bei weitaus mehr Projekten in Richtung Rorschach als in Richtung Rheintal. Zudem gibt es den politischen Aspekt. Als Randgemeinde hast du es schwierig, siehe Kantonsrat: Im Rheintal erhält ein Rheinecker kaum Stimmen.

Hatten Sie nie Ambitionen für höhere politische Ämter?

Nein, nicht wirklich. Ich war im Kantonsrat, das reichte. Einmal gab es eine lose Anfrage für die Regierung. Man muss wissen: Ich bin ein Typ für ein Exekutivamt, nicht für ein Parlament. Da musst du häufiger lobbyieren.

Wieso schafft Rheineck es nicht, den Steuerfuss tief zu halten?

Ich finde nicht, dass der Steuerfuss hoch ist. Er ist im Durchschnitt des Kantons und wir sind umgeben von steuergünstigen Gemeinden. Auch als wir Ausgleichsgemeinde waren, haben wir uns gut entwickelt. Warum schaffen wir es nicht? Weil die Steuereinnahmen nicht riesig sind und sich auch nicht einfach vergrössern lassen. Wir müssen mit den Mitteln leben, die uns zukommen. Unsere Steuerkraft ist nicht sehr hoch, uns fehlen die grossen Steuerzahler.

War die Abstimmung über die Grünau-Anlage eine herbe Niederlage?

Ja. Es gab mehrere Faktoren, die eine Rolle spielten. Es kämpften die bekannten Leute, also die Bewahrer, dagegen, auch wenn es ihnen nicht um die Sache ging. Und dann gab es die Meinung, dass zu billig veräussert würde. Hinzu kamen die Neider.

Es gab den Vorwurf der Vetterliwirtschaft ...

Die Bewahrer haben uns dies unterstellt. Aber es war nicht so, und das ärgert mich sehr. Wir verhandelten offen und klar, wir setzten einen fairen Preis fest.



Aber im Bieterverfahren hätte man doch einen höheren Preis erzielt?

Vielleicht. Aber man muss auch die Vorinvestitionen für Gestaltungsplan und Umzonung sehen, die wir nun selber bezahlen müssen. Wir hätten zwar mitreden können in der Entwicklung, aber finanziell wären wir draussen gewesen. Die Leute, die sagen, wir hätten das Gelände verscherbelt, sahen nicht über den Tellerrand.

Wie sehen Sie die Zusammenarbeit mit der Ortsgemeinde?

Die Zusammenarbeit ist gut, bis man zum Thema Entwicklung kommt. Hier haben wir nicht dieselbe Auffassung, wie wir Rheineck voranbringen wollen. Schauen wir doch einmal die Schülerzahlen an: Mit 3400 Einwohnern sind wir am untersten Limit für eine Gemeinde. Wir müssen wachsen, um unsere Daseinsberechtigung auch in Zukunft sicherzustellen. Das Ziel müssen 4000 Einwohner sein, auch weil wir mehr Schüler brauchen. Wir haben Mühe, die Klassen zu füllen.

Was hat dies mit der Ortsgemeinde zu tun?

Um die Bevölkerungszahl anzuheben und Einnahmen zu generieren, müssen wir wachsen. Man müsste also umzonen, Bauland freigeben; zumal verdichtetes Bauen im Innern Rheinecks bekanntlich mit vielen Hürden verbunden ist.

Ist die Ortsgemeinde ein Verhinderer?

Sie ist gewiss behäbig und ein wenig rückschrittlich veranlagt, was die Entwicklung anbelangt. Oder nennen wir es so: Sie ist zurückhaltend.

Ist es nicht schön, wenn Rheineck auch grün bleibt?

Wieso muss man denn immer wachsen?

Wenn die ganze Welt sagt, wir bleiben stehen, dann wäre das alles kein Problem. Aber wenn wir mitgehen wollen, müssen wir zulegen, sonst steht man still und die anderen überholen einen. Wir stehen im Wettbewerb mit anderen Gemeinden. Wir brauchen junge Leute, und wir müssen diesen auch zeitgemässen Wohnraum bieten können.

Wie lange bleiben Sie noch Stadtpräsident?

Im Herbst 2019 ist Schluss, dann bin ich 63 Jahre alt. Mein Vorsorgeplan ist darauf ausgerichtet, auch wenn meine Amtszeit eigentlich ein Jahr länger dauern würde. Es sollen dann junge Kräfte kommen.

Was kommt vor dem Rückzug noch auf Sie zu?

Ich will einige Projekte so weit wie möglich vorantreiben. Darunter fällt sicher das Kindergartenzentrum, das kommen soll. In Angriff nehmen will ich auch das Pflegeheim und die Erschliessung des Säumlis. Vielleicht geht ja mit dem Grünau-Areal doch noch etwas. Hinzu müsste für den Freibach in einem Sanierungsprojekt noch ein Auffangbecken bei der Sefar gebaut werden. Die Arbeit geht mir also nicht aus.